Morgen-Ausgabe
No. 19 — 61. Jahrgang

Berliner Volks-Zeitung

Erstes Beiblatt
Sonntag, 12. Januar 1913

Lokales

Der späte Winter.

Endlich der erste Schnee! Spärlich nur, fast zaghaft, kommen die ersten Boten des Winters. Sie kommen zu einer Zeit, die knapp vorher noch eher auf Frühlingsstimmungen hindeutete. Gestern schneite es; heute kann freilich schon wieder das matschigste Tauwetter herrschen. Der erste Ausflug nach dem winterlichen Grunewald fiele demnach in das schmutzige Wasser — der unangenehmen Folge des Tauwetters.

Immerhin, so spärlich der erste Schnee auch fällt, er weckt mancherlei Hoffnungen. Die Saisongeschäfte hatten es diesmal nicht leicht; keinem wollte „kalt" werden, niemand dachte an seinen Pelz. Besonders optimistische Gemüter sahen den Frühling vor der Tür. Und die Lyriker nahmen nicht Anstand zu behaupten: „Der Lenz ist da! . ." Er ist noch nicht da, und wenn der erste Schneefall Fortsetzungen findet, dann ist es sicher, daß man die Wintergedichte wieder aus der Schreibtischlade holen kann.

Eine Reihe winterlicher Vergnügungen fiel überhaupt aus. Man hilft sich, indem man den Winter in guten Imitationen zeigt, im Rahmen von Bällen und Maskeraden. Aber diese Surrogate können uns nicht über das Ausbleiben des Winters hinwegtäuschen, der — so angenehm die milde Witterung manchem sein mag — uns doch sehr fehlt. Und erst die Sportsleute! Aus dem Wintersport ist eine Frage geworden: wie macht man Wintersport ohne Schnee! All die deutschen Kopien des herrlichen St. Moritz bleiben unbeachtet; ihre Manager warten nur auf den Schnee, um Bombengeschäfte zu machen. Wie die Kleinen und Kleinsten trauernd vor ihren Schlittschuhen stehen! . .

Gerne möchte man den Betrübten freundliche Wetterprognosen geben. Leider kann man nur mit äußerster Vorsicht Günstiges vorhersagen. „Nichts Gewisses weiß man nicht." Das Berliner Wetterbureau, das wir anfragten, verheißt zwar für die nächsten Tage Schneefälle. Berlin aber und die Umgebung werden nur „spärlichen Schneefall" bekommen. In Mitteldeutschland, in anderen Teilen des Reiches, hält der Schneefall seit gestern an. Wir haben etwas erhöhte Temperaturen zu erwarten, aber im übrigen bleibt es beim alten: der späte Winter wird auch noch kein „richtiggehender" Winter sein.

Viele werden das bedauern, andere werden sich darüber freuen. Und die Alten, Erfahrenen werden sagen: eine Jahreszeit, der die wesentlichsten Elemente fehlen, ist ungesund. Und wer einen Schnupfen hat, wird ihnen glauben.

—ch.

Die Eingemeindung Treptows. Der Beschluß der Gemeindevertretung Treptows, einer Vereinigung der Gemeinde mit Berlin zuzustimmen, ist vom Gemeindevorstand unverzüglich dem Berliner Magistrat mitgeteilt worden. Dem Gemeindevorstand ist darauf folgendes Schreiben von Berlin zugegangen: „Dem Gemeindevorstand bestätigen wir mit Dank den Eingang der uns zugegangenen Mitteilung über den gestrigen Beschluß der Gemeindevertretung. Wir haben mit Freude von dieser gewiß eindrucksvollen Kundgebung über den auf die gemeinsame Zukunft mit uns gerichteten Willen unserer Nachbargemeinde Kenntnis genommen. Wie der Beschluß der Gemeindevertretung bezeugt, daß ihr wohlverstandenes Interesse unzweifelhaft in der gemeinsamen Zukunft mit Berlin liegt, so geht nach unserer festen Ueberzeugung das Interesse Berlins und auch das der Allgemeinheit nach derselben Richtung. Wir werden gern bereit sein, in der entscheidenden Zukunftsfrage an der Seite Treptows dessen Interesse wie unser eigenes mit allem Nachdruck zu vertreten." — Wie berichtet wird, wird der Magistrat sich alsbald mit den beteiligten weiteren Instanzen in Verbindung setzen, um diesen angesichts der nunmehrigen Sachlage die Stellungnahme der Stadt Berlin in der Eingemeindungsfrage darzulegen.

Der Verlust an steuerkräftigen Einwohnern durch Fortzug ist andauernd für Berlin stark. Im letzten Jahre war der Fortzug der Zensiten mit hohen Einkommen wieder außerordentlich groß. In den drei Monaten von Juli bis September zogen von 20 Millionären mit einem Einkommen von über 50 000 Mark aus Berlin unter anderen acht nach Charlottenburg, zwei nach Wilmersdorf, einer nach Grunewald, je zwei nach Lichterfelde und Wannsee und einer nach Schöneberg. Es zogen dagegen nur fünf Millionäre zu, so daß ein Verlust von 15 Millionären mit einem Jahreseinkommen von mehr als 50 000 Mark pro Jahr für Berlin gebucht werden mußte. In der nächsten Steuerstufe mit Einkommen von 25 000 bis 50 000 Mark pro Jahr betrug der Verlust für Berlin 12, in der folgenden Stufe sogar 18, in der Stufe 14 500 bis 19 500 Mark Einkommen 25, und in der fünften Stufe 59. In dieser Stufe zogen 91 fort und nur 32 zu.

Das Berliner Sechstagerennen.

Die gestrigen Nachmittagsstunden verliefen meist friedlich. Bereits früh am Abend waren Balkon und Tribünen ausverkauft und in den Logen kein Stuhl mehr zu haben. Um 6½ Uhr ernannten sich Stellbrink—Hyselen zu einem Vorstoß, der jedoch zu nichts führte; am Schluß kollidierte Peter mit einem über die Bahn laufenden Manager und kam zu Fall, die Verletzungen waren jedoch nur geringfügig, und fünf Minuten später saß Peter wieder auf dem Rade. Demke und Jahnke begannen kurz vor 8 Uhr eine Reihe von Vorstößen, um die verlorengegangene Runde zurückzuerobern. Es kam Leben ins Feld und ein Vorstoß folgte dem anderen. Die „Kanonen" im Felde reagierten sehr schwach und verlegten sich nur auf die Verteidigung, ohne selbst nach diesem Geplänkel einen Vorstoß für eigenes Konto zu unternehmen. Abends 6 Uhr waren 1935 Kilometer zurückgelegt, eine Leistung, die um 218 Kilometer hinter dem von Rütt—Stol aufgestellten Weltrekord zurückstand. Kurz nach 8 Uhr wurden die 2000 Kilometer überschritten und um diese Zeit auch der Verkauf der Karten für die billigeren Plätze eingestellt. Jahnke—Demke arbeiten fleißig weiter, und kurz vor 9 Uhr setzte endlich Miquel zu einem ernst aussehenden Vorstoß ein. Mit Leichtigkeit sicherte er sich einen kleinen Vorsprung und zog das Feld auseinander. Gerade war sein Partner Stol startbereit und wollte in den Kampf eingreifen, als der kleine Clark in der Einlaufkurve zu Fall kam, sich jedoch keine weiteren Verletzungen zuzog. Hill und seine Manager machten keine Anstalten für sofortige Ablösung, und so sahen sich die Richter veranlaßt, die Strafparagraphen des Reglements schärfer heranzuziehen. Clark—Hill wurden in 200 Mark Geldstrafe genommen, ihre amtierenden Manager in je 50 Mark Strafe. Der Stand des Rennens um 9 Uhr war 2 027,400 Kilometer; dann trat etwas mehr Ruhe ein. Kurz vor 10 Uhr unternahm Miquel vor der Ablösung durch seinen Partner Stol einen Vorstoß, der zu einer Jagd über mehrere Runden führte. Das Paar Jahnke-Demke drohte überrundet zu werden. Demke, der seinen Partner ablöste, konnte jedoch wieder Anschluß an das Feld finden. So verlief auch dieser Vorstoß resultatlos. Die 70. Stunde brachte ein Resultat von 2058 Kilometern 600 Metern.

Zum Gemeindevorsteher von Tempelhof wurde in der gestrigen Sitzung der Gemeindevertretung einstimmig der bisherige Syndikus Fritz Wiesener an Stelle des verstorbenen Gemeindevorstehers Musehl gewählt. Wiesener ist am 1. Juni 1880 zu Torgau geboren. Er widmete sich an der Berliner Universität dem juristischen Studium und ging nach abgelegtem Staatsexamen zur Kommunalverwaltung über. Im Frühjahr 1909 wurde er zum Syndikus der Gemeinde Berlin-Tempelhof gewählt, nachdem er vorher als Magistratsassessor in Charlottenburg tätig gewesen war.

Mißstände im städtischen Straßenbahnbetrieb. Unter den Angestellten der Berliner städtischen Straßenbahnen herrscht gegenwärtig große Erregung. Besonders in letzter Zeit häufen sich die Klagen über schlechte Behandlung und ungerechte Bestrafung durch die Aufsichtsbeamten. Neben Geldstrafen werden die Angestellten auch mit Hof- oder Hallenarbeit bestraft, ein Verfahren, das sie für vertragswidrig halten. Dadurch werden Lohnausfälle bis zu 20 Mark herbeigeführt. Besonders die organisierten Angestellten beklagen sich über ungerechtfertigte Strafen, die nach ihrer Meinung nur verhängt werden, um sie indirekt aus dem Betrieb hinauszuschikanieren. Beschwerden gegen ungerechtfertigte Bestrafungen werden nach der Behauptung der Angestellten oft durch Drohungen verhindert. Die bestehenden Mißstände sollen am nächsten Sonnabend in einer vom Transportarbeiterverband einberufenen Versammlung der Angestellten zur Kenntnis der Oeffentlichkeit gebracht werden.

Das Krönungs- und Ordensfest wird heute am Berliner Hof begangen. Das erste Ordensfest wurde am 18. Januar 1810 im Berliner Schloß in Anwesenheit des Königs und der Königin Luise abgehalten. Seitdem fand die Feier alljährlich statt, mit Ausnahme der Jahre 1818, 1814, 1815 und 1871.

Das Gold in der Tasche.

Ich stehe unter dem Bann der Goldmanie. Das will nicht etwa sagen, daß ich von einer wahren Gier nach Gold beseelt bin, obgleich ich durchaus nichts dagegen hätte, mit diesem „Fluche des Volkes" beladen zu sein. Ich bin fest überzeugt, daß ich niemals ein Bankbureau (mit einem Steuermeißen) eröffnen, niemals einen Hoteldiebstahl, einen Pompadourraub oder eine Scheckfälschung begehen werde, um in den Besitz von Gold zu gelangen. Aber Gold übt auf mich eine geradezu faszinierende Mixtung aus, und wenn ich nur davon reden höre, so ist es mir, als ob ein feiner karadischer Strom wohlig durch meinen Körper rieselte. Das war auch vorgestern der Fall, als in der Budgetkommission des Reichstags davon die Rede war, die Grenze von 300 Millionen für die Ausgabe von kleinen Banknoten fallen zu lassen. Fast einstimmig wurde festgestellt, daß die kleinen Reichskassenscheine sich der größten Beliebtheit im Publikum erfreuten. Einer der goldkundigen Thebaner meinte aber, man müsse endlich mit dem nur in Deutschland verbreiteten Luxus brechen, das Gold in der Tasche zu tragen. Ist das nicht ein Widerspruch? Wenn das Papiergeld wirklich so beliebt ist, wie der Reichsbankpräsident v. Havenstein meinte, warum wird dann das Gold in der Tasche getragen?

Als Publikum gestatte ich mir zu erwidern, daß sich das Papiergeld nur einer bedingten Beliebtheit erfreut, daß man Papiergeld nur in großen Noten gern bei sich trägt, um sich nicht von zwanzig oder mehr Goldstücken die Tasche durchreißen zu lassen, daß aber Leute, die nicht mehr als 50 bis 100 Mark bei sich tragen, es vorziehen, diese lieber in Gold als in Papier zu besitzen.

Ich stelle mich bei dieser Behauptung gar nicht auf den gewiß berechtigten hygienischen Standpunkt, daß das Papiergeld mehr als das harte Geld ein Bazillenträger ist. So ängstlich bin ich gar nicht, und diese „Bazillenkutsche" (als Kutsche der Bazillen betrachtet) würde mich nicht hindern, mich ihr anzuvertrauen, und wenn sie noch so üppig mit den vielfarbigen Lappen ausgepolstert wäre. Aber ich habe noch andere Gründe, die mich zu einem Gegner deutschen Papiergeldes machen. Da ist vor allem mein und meiner Mitbürger künstlerisches Gefühl, das vor dem Papiergeld warnt.

Unsere Kassenscheine sind so kitschige Bilderbogen, daß sie direkt geschmackverderbend wirken. Man besehe sich nur einen Zehnmarkschein. Der sieht in seiner grauen Nichtigkeit so blaß und krank aus, daß man schon miselsüchtig wird, wenn man ihn nur von weitem sieht. Auch die Hundertmarkscheine, die sich vielleicht vortrefflich zu Bettvorlegern eignen, sind in ihrer künstlerischen Ausführung nichts als blauer Dunst, der sich an der Seite zu einem Wasserdruck verdichtet. Auch das blaue Geldbaby, der Fünfmarkschein, atmet amtlichen Kunstgeschmack. Von den Tausendmarkscheinen will ich schweigen. Tausend Mark dürfen aussehen, wie sie wollen, die Hauptsache ist, daß man sie besitzt. Außerdem kommen die braunen Lappen im Geldverkehr der breiten Masse so selten vor, daß ich ihnen keinen erheblichen Einfluß auf das künstlerische Empfinden des Volkes beimessen kann.

Zum Trost der deutschen Banknotenzeichner will ich gern zugeben, daß sie vom Ausland nicht viel lernen können, denn auch das französische, italienische, österreichische und amerikanische Papiergeld ist durchaus nicht schöner. Ich frage aber, warum die Reichsbank sich nicht das englische Papiergeld zum Muster nimmt. Man kann sich nichts Eleganteres und Vornehmeres denken als die starke, weiße, englische Fünfpfundnote mit der einfachen schwarzen Schrift. Diese Note hat ein so seriöses, und ich möchte fast sagen, mahnendes Aussehen! Als ich einst durch einen Zufall in den Besitz einer Fünfpfundnote kam und mich durch keinen Zufall von ihr trennen mußte, da blickte sie mich so ernst, so vorwurfsvoll an, als wollte sie sagen: Wie kann man nur?! Natürlich konnte ihre stumme Klage bei mir keinen Erfolg haben, aber ich begriff, daß man um ihretwillen zum Sammler, zum Sparer werden kann. Und das ist ein großer Vorzug schönen und geschmackvollen Papiergeldes, daß man sich schwer von ihm trennt und es nicht so leicht umwechselt, lieber auf einen kleinen Einkauf verzichtet, um es zu behalten, und daß man so unwillkürlich zum Sparen veranlaßt wird.

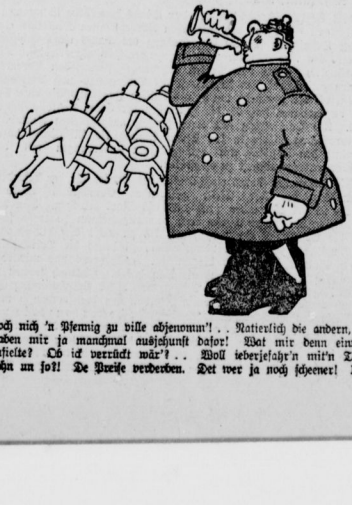
Ferner habe ich gegen unser Papiergeld einzuwenden, daß es allzu rasch in seinem propperen Aussehen leidet. Sind unsere Kassenscheine auch nur durch ganz wenige Hände gegangen, so sehen sie schon

Wilhelm Kluckert
Bankkommandit-Gesellschaft

Also, wie jesagt, da hat neulich 'n Brief jekricht. Von 'ne Frau . . . Na ja, brauch' man sich da nu jleich wieder wat Beeses bei denken, wie Sanne? Die, wie se de Handschrift uff det Kuthwärt jesehn hatte, un die hatte natierlich jewissermaßen kwast 'n weiblichen Tifus, da kam se jleich wie 'ne Furje uff mir los! Wer det war, wollte se wissen! Denn ick hatte det Schreiben sofortemang in der Tasche jestechen, schon bloß um ihre Neijierde 'n kleenen Dämpfer uffzusetzen und denn, man konnte ja ooch wirklich nich ahnen, wer't war! . . „Na warte doch, mein kleener Storchschnabel!" redete ick ihr an, „mein Seelenheilchen! . . Beruhije dir lieber erst 'n bißken, du kleener Affe, mein Manerblümchen, meine Kohrose!" Det is mein Brief! De jehörst mir! Du Tausendschönchen! Jelängerjeliober! Du kleene Rosenknospe du! . ." Da hätte se mir schon beinah' unterlofen und überjerundet, wie det's Sechstagerennen! . . Na, denn holt' ick den Brief hinter meine nördliche Seite vor un verlas ihm in vollste Oeffentlichkeit. Als Absenderin stand hinten druff „Frau Emilie Bollwitz, Madaiplatz 15, Hof IV, r." Und diese Dame schrieb an mir:

„Jeehrter Herr Kluckert!

Verzeihn Sie jietigst, wenn ick Ihnen, ohne zu kennen, doch an Ihnen schreibe. Ich bin nu uff'n letzten Sonnabend sechzig jeworden, det is, wat man so sagt, schon janz scheen! . . Aber wie! . . Mein selijer Mann, denn ick sloobe et wenichstens, der stand immer bis oben ran voll, direkt mit'n Aichstrich! . . Vor ihm sab' et bloß eens: der Soff. Na, da kenn Se sich woll denken! . . Un eenes Abends hab' ick'n richtig beerdijen lassen, nich etwa in' Neesenkwetscher von de Armendirektion, nee janz richtig in't Sarch un mit'n ornlichen Predjer. . . Aber Trost braucht ick eijentlich jakeen! Denn ick handle ja schon zehn Jahre, nu zwar mit Blum! . . Na nu wenn't Ihn' nu noch sage, wo ick stehe, denn wissen Se Bescheed' . . Also uff'n Potsdamerplatz Nationalist . . Na wo da? — Oben, an't Dor, wo jetzt das Kohrhaus is. Da hat meine flattjestrichene zehn Jährekens Blumen verkooft! Und habe ausjehalten bei jede Witterung! Und wenn ick ooch nich mehr de Allerjingste bin — wat dem Stehen anbelangt, da uff'n kalten Asphalt, da kann et so leichte kreener mit de olle Bollwitzen drin uffnehmen! Ach, mein Jott, et is ja ooch manchmal schwer, jenuch! Wenn der olle Wind so von Reichstag her, um de Kenigzrätherstraße drum rum fuhrwerkt, dann haben mir de Beene manchmal jefroren! Wenn man sich ooch noch so ville Unterröcke zusammeln dut, det hilft allens nischt! Un stehn muß man doch! Wer soll denn sonst ein' seine Blum' verkoofen! . . Na, also mit een Wort, ick habe mein Posten ausjefüllt! . . Mal Rosen, mal Veilchen, ooch Nelken, denn wieder Krutantemum oder ooch Mimosen, wat de Zeitjung jrade so mit sich bringen dat! . . Und immer reell! . . Konnte keener nich so besoffen sind oder 't war'n Fremder un hatte de Preise nich so in Kopp, bei mir war er in de beste Tasche! . . Ick habe keen' Menschen noch nich 'n Pfennig zu ville abjenomm'n! . . Natierlich die andern, die haben mir ja manchmal ausjeschunft dafor! Wat mir denn eintlich infielte? Ob ick verrückt wär'? . . Woll ieberjeschn'n mit'n Torkahn un sok! De Preise verderben. Det wer ja noch scheener! Und wenn det so weiter jinge, denn wirden se'n Beekott uff mir ausbring'! . . Bloß eener, sog kleener, der hat mir immer in die Seite jetreten, det heeßt beistanden hat er mir! Un det war ieberhaupt son Sticke! Emil



hieß er un konnte jrade so um de Dreißig rum sind. Der, nee, wat der allens so rausbrachte! . . Er sagte: „Ach, lieber Herr Baron, koofen Se doch 'n armen Familjenvater 'n paar Blum' ob! Ick habe sechs Flöhn zu Hause un der eene, der is jestern abjestürzt un licht in't Sterben." — Wenn aber 'n hibsche Meechen vorbeikam, denn war er reeneweg aus't Heischen, denn weinerte er ornlich: „Fräfin! Jöttlichet! Mein Wandelsterrn! Sie haben Ihre Blum' verjessen! Ihre Rosen! Hier bin ick ja! Hier! Hier! Emil mit de Mostrichteppe!" — er trug nemlich immer sonne jelben Strandschuhe, ooch mitten in Winter. . . Aber manchmal, wenn's Jeschäft mies war, denn konnte er ooch wütend werden, denn hieß et: „Verkooft doch keene Blumen, Kinder! Nehmt se det Jeld nich ab dafor! Bei mir is Jotdwährung!" — Oder er nahm sich eenen direkt uff's Korn un verklarte ihm, det alle Passanten stehn bleiben un lachten: „Wissen Se, wo: Darwin jewesen is, Muster Bollwitzen? . . Nee na denn fragen Se mal den jnädjen Herrn da! . . Von den stammt der jroße Affe in Zoologischen von ab! Der war nich bei, wie de Menschen erfunden wurden! . . Wat, mein Herr, 'n Rose jefällig? — Fitdee? — Nee, den jibbts noch nich! . . Un denn sang er plötzlich: „Komm in meine Rosenlaube, in mein Paradies! Denn du